Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT"

Nr. 18 Lemberg, am 14. Gilbhart (Oktober) 1928



Schwester Carmen

Roman von Elsbeth Borchart

16)

In dem Gedränge hatte Edgar Carmen aus den Augen verloren und fand sich zu seinem Mißbehagen zwischen Fräulein von Dornau und Frau Dietrich sitzen, die sogleich die günstige Gelegenheit wahrnahm, und trotz ihrer „anderwärtigen Aussichten" sehr lebhaft auf ihn einsprach. Ihr unfeines Lachen klang bis zum anderen Ende des Schiffes, wo Carmen sich noch immer vergeblich nach einem Platz umsah.

Da bemerkte sie Hartungen und Exzellenz von Poser, ziemlich isoliert von den anderen, am Bug sitzen.

Schnell wollte sie sich zurückziehen, als Poser, der sie bemerkt hatte, sie anrief.

„Was wünschen Eure Exzellenz?" fragte sie, nähertretend, mit ihrem liebenswürdigen Lächeln und einem kleinen verstohlenen Seitenblick auf den danebensitzenden Professor.

„Wollen Sie sich nicht ein wenig zu uns setzen, Schwester Carmen?" fragte Poser. „Bis jetzt hat die Jugend Sie mit Beschlag belegt, aber schließlich haben wir doch auch ein Recht an Sie. Ist es nicht so, Herr Professor?" wandte er sich an diesen.

Hartungen verzog keine Miene und zuckte nur leicht, fast geringschätzig die Achseln.

„Die Schwester wird nach den Rechten nicht fragen, wenn es ihr nicht beliebt."

Sie zuckte bei diesen sarkastischen Worten zusammen, aber sie lachte:

„Der Herr Professor ist heute sehr ungnädig zu mir," sagte sie, ohne den von Poser angebotenen Platz einzunehmen.

Er sah sie mit eigentümlichem Ausdruck an.

„Wundern Sie sich darüber?"

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt!" rief sie keck, mit einer trotzigen Bewegung den Kopf in den Nacken werfend.

Er antwortete nicht und sah nach der anderen Seite.

Das reizte sie. Jeder Nerv in ihr zitterte.

„Wenn Sie nicht wünschten, daß ich tanze, hätten Sie es mir vorher sagen sollen."

Das klang schnippisch und ein wenig herausfordernd. Wieder traf sie ein Blick, der sie erschauern ließ.

„Wenn es mit Maßen geschehen wäre, würde ich nichts dagegen gehabt haben. Die wilde Raserei war zum mindesten — überflüssig.

Sie fühlte ihr Herz bis zum Halse hinaufschlagen, und eine instinktive Erkenntnis war in ihr, daß sie ihn mit ihrem Tanzen absichtlich hatte reizen wollen. Auch jetzt prickelte ihr die Lust dazu wieder in den Adern.

„Es gefiel mir eben so!" meinte sie mit einem leichtherzigen Lachen.

„Hüten Sie sich, Schwester Carmen."

Carmen wurde plötzlich blaß. Der aufreizende Uebermut schwand aus ihren Zügen.

Poser, der dieser kleinen Szene mit wachsendem Staunen und Befremden zugehört hatte, wollte sich jetzt begütigend ins Mittel legen. Augenscheinlich war zwischen Arzt und Pflegerin irgend etwas vorgefallen. Der gereizte Ton Hartungens und die kecke Art der Schwester, die er an ihr nicht kannte, beunruhigte ihn, und er wußte nur zu gut, daß Hartungen nicht klein beigeben würde.

So versuchte er, das Gespräch ins Scherzhafte zu ziehen.

„Die Schwester wird wohl übermütig, Herr Professor," neckte er. „Zur Strafe muß sie uns jetzt Gesellschaft leisten. Kommen Sie also an meine grüne Seite."

Carmen hatte ihre Fassung wiedergewonnen:

„Danke, Exzellenz — danke — ich möchte lieber stehen," erwiderte sie mit noch leicht bebender Stimme.

Hartungen sah sie jetzt wieder an.

„Wo haben Sie Ihren Mantel?" fragte er, dem Gespräch eine andere Wendung gebend. „Es wird jetzt kühl auf dem Dampfer und Sie sind noch erhitzt."

„Ich vergaß, ihn mitzunehmen," gestand sie.

„Natürlich — auf die Gesundheit loszustürmen, scheint ja Ihre Lebensaufgabe zu sein."

Bei diesen Worten nahm er ein Plaid, das neben ihm auf der Bank lag, und reichte es ihr.

Sie war noch ganz verdutzt und rührte sich nicht.

„Bitte — wollen Sie das Tuch gefälligst umlegen," forderte er sie auf, als sie zögerte, es zu nehmen.

Nun tat sie es ohne Widerrede. Fest wickelte sie sich ein und schmiegte sogar heimlich ihre Wange daran. Der schmerzende Druck war plötzlich von ihrem Herzen gewichen.

„Haben der Herr Professor sonst noch Befehle für mich?" fragte sie wieder in übermütigem Ton und mit einem leuchtenden Glanz in den Augen.

„Sie sehen, Exzellenz," wandte Hartungen sich an Poser, „die Schwester kann es nicht erwarten, von uns fortzukommen — Nun," sein Blick ging zu Carmen zurück — „gehen Sie nur — so gehen Sie doch. — Wir verzichten freiwillig."

Da brach Carmen in ihr perlendes, bestrickendes Lachen aus, das weithin über den See hallte. Die Fremden wandten die Köpfe nach ihr und sahen die schöne Schwester bewundernd an.

Carmen aber machte den beiden Herren eine spöttische Verbeugung und verschwand eiligst nach der anderen Seite des Schiffes, wo ihr der gräfliche Backfisch mit einem Jubellaut in die Arme flog und sie triumphierend zu den anderen führte.

Die Kleine hängte sich dabei in ihren Arm und flüsterte ihr überschwängliche Liebesworte zu, auf die Laßwitz, wenn er sie gehört hätte, sicher eifersüchtig geworden wäre. Carmen lächelte dem jungen Mädchen, halb geistesabwesend, freundlich zu und entflammte dadurch unabsichtlich das Feuer des vierzehnjährigen Herzens zu stärkerer Flamme.

„Sie ist ebenso schön wie verführerisch," sagte Poser unterdes zu Hartungen, noch unter dem Eindruck ihrer reizvollen, neckischen Persönlichkeit stehend. „Kein Wunder, wenn sie den Männern die Köpfe verdreht."

Hartungen fuhr herum:

„So? Tut sie das?"

Da erschrak Poser über seine unbedachte Aeußerung. Um alles in der Welt wollte er der jungen, liebenswürdigen Schwester keine Ungelegenheiten bereiten, und er wußte aus Erfahrung, wie Hartungen über solche Dinge urteilte. Die Spannung zwischen beiden schien trotz der letzten scherzhaften Wendung überdies noch nicht ausgeglichen zu sein. Wer wußte, was da vorlag! So lenkte er geschickt ein, suchte die vornehme, stolze Zurückhaltung der Schwester, den feinen Takt und die nimmermüde Bereitwilligkeit allen Patienten gegenüber ins rechte Licht zu rücken. Ob er Hartungen damit überzeugte, wußte er freilich nicht, denn dieser verhielt sich seinen Auslassungen gegenüber völlig schweigend und trommelte nur nervös auf dem Geländer des Promenadendecks. Da wehten von der anderen Seite des Schiffes die Klänge einer Gitarre herüber. Man hatte einen jungen Italiener der Truppe von Gandria mit auf das Schiff geschmuggelt, und nun sang und klang es drüben, die schmelzende Offenbachsche Melodie der Barcarole aus „Hoffmanns Erzählungen":

„Schöne Nacht, du Liebesnacht,
Stille das Verlangen — —“

Das Landschaftsbild gab den Kommentar dazu. Gegen die rosa gefärbten Wolken des Abendhimmels hoben sich die grotesken Umrisse des Monte San Salvatore finster und gespenstig hervor. Die ihn umgebenden Höhen versanken allmählich in die Nacht. Dunkel und geheimnisvoll rauschte der See. Ab und zu flog eine Barke vorüber, oder ein Torpedo, von Zollwächtern, die die Grenze nach Schmugglern bestreiften, geführt, ließ seine Lichtgarbe aufleuchten.

Und dann leuchtete ein einziges, riesiges Lichtmeer auf. Man näherte sich Lugano.

Von den Hotels, Terrassen und den Kandelabern der Uferpromenade strahlte das elektrische Licht. Es war wie eine festliche Illumination, wie ein Märchenbild in einem geheimnisvoll dunklen Rahmen.

Da legte das Schiff an. Der Gesang verstummte, der Zauber schwand.

Der Weg nach dem Sanatorium wurde zu Fuß zurückgelegt.

Laßwitz fieberte nach einem Alleinsein mit Carmen, an deren Seite er mit den anderen schritt. Die Gelegenheit, unbemerkt in einen der Parkwege abzubiegen oder auch nur zögernd im Nachtrab zu bleiben, fand sich nicht. Er konnte ihr nur verstohlen von der Seite ins Gesicht sehen. Sie war plötzlich schweigsam geworden, all ihr Uebermut, der ihn noch vorhin auf dem Dampfer entzückt hatte, schien verflogen zu sein. Es lag ein sinnender Ausdruck auf ihren schönen Zügen. Als er sie anredete, antwortete sie zerstreut, verfiel wieder in ihr Schweigen und summte dabei die Melodie aus der Barcarole vor sich hin.

„Carmen,“ sagte er leise und beugte sich ganz nahe zu ihr herab.

„Pst,“ machte sie erschrocken und wich schnell zurück.

Hinter ihnen ging Hartungen mit Poser und den älteren Damen.

Im Vestibül des Sanatoriums trennte man sich abschiednehmend. Jeder suchte sein Zimmer auf.

„Kann ich dich nicht noch sprechen?“ flüsterte Laßwitz Carmen zu.

Sie schüttelte den Kopf und machte sich schnell von ihm los.

Erst als sie in ihrem Zimmer angekommen war, merkte sie, daß sie noch Hartungens Tuch umhatte. Ob sie es ihm nicht abliefern mußte? Aber jetzt konnte sie es ihm nicht mehr bringen, es war zu spät geworden.

XI.

Schwester Carmen hatte sich am folgenden Tage nach Tisch in das kühle Lesezimmer zurückgezogen. Es war ihr zu heiß, um den gewohnten Spaziergang zu machen. Auch fühlte sie sich ermüdet und abgespannt. Seit der gestrigen Partie war eine seltsame Unruhe über sie gekommen, ein dumpfer Druck und zugleich eine seelische Spannung lagen auf ihr. Sie hatte sich vormittags ihren Pflichten und Aufgaben zum erstenmal nicht mit der Spannkraft und Freudigkeit gewidmet wie sonst. Mechanisch hatte sie ihre Arbeit verrichtet, ohne mit ihren Gedanken und ihrem Interesse dabei zu sein.

Als sie hinaufgegangen war, um Hartungen das Tuch abzuliefern, hatte er sie nicht empfangen, und Giovanni hatte es ihr abgenommen. Auf der Treppe war ihr Edgar begegnet; seine heißen, leidenschaftlichen Blicke hatten sie beängstigt. Zum Glück war jemand dazwischen gekommen, so daß ein Gespräch nicht begonnen werden konnte. Bei Tisch hatte er sich sehr seltsam benommen. Er schien aufgeregt, mit irgend etwas in Gedanken beschäftigt zu sein, und seine Blicke hatten sie mehr gesucht, als gut war.

Das alles lastete auf ihr. Sie war froh, daß sie sich unbemerkt hier ins Lesezimmer hatte zurückziehen können. Um diese Zeit hielten alle ihre Nachmittagsruhe, und sie konnte ungestört sein.

Sie holte sich ein Buch und setzte sich damit ans Fenster. Aufgeschlagen lag es vor ihr, aber ihre Augen schweiften darüber hinweg, über die Palmen und Oelbäume des Parkes bis zu dem blauen See.

„Schöne Nacht, du Liebesnacht —“

Die Erinnerung an gestern überkam sie so lebhaft, daß sie die Gegenwart vergaß. Ein Geräusch weckte sie aus ihren Träumen. Erschreckt wandte sie sich um. Laßwitz war eingetreten. Er sah sich scheu nach allen Seiten um.

„Bist du allein, Carmen?“

„Ja,“ antwortete sie, mit einem inneren Unbehagen kämpfend. „Wünschest du etwas von mir?“

„Ich sah dich hier hineingehen und suchte dich auf, denn ich muß mit dir sprechen.“

„Hat das nicht Zeit bis nachher?“ fragte sie, von einer seltsamen Angst ergriffen. „Ich wollte mich hier ungestört etwas erholen.“

„Verzeih' schon, aber zu anderer Zeit kann ich dich noch viel weniger sprechen. Gestatte, daß ich mich zu dir setze.“

Er zog einen Stuhl in ihre Nähe an das Fenster und setzte sich.

Carmen sah ihm voll Bangen in das ernste, aufgeregte Gesicht.

„Weißt du schon, daß Hartungen mir das Zimmer für morgen gekündigt hat?“ fragte er jetzt, und sah ihr scharf ins Gesicht.

„Keine Ahnung. Wann denn?“ erwiderte sie erstaunt.

„Heute, kurz vor Tisch, erhielt ich den ‚blauen Brief‘. In meiner Empörung lief ich sogleich zu ihm und forderte eine Erklärung. Weißt du, was der Mensch mir zur Antwort gab? Er wäre der Besitzer eines Sanatoriums und nicht eines Hotels. Leidende hätten den ersten Anspruch darauf und eine Frau Müller oder Schulze — was weiß ich — hätte das Zimmer für morgen bestellt. Klassisch, wie? Die ganze Rücksichtslosigkeit dieses Mannes spiegelt sich darin wider. Aber da steckt sicher ein anderer Grund dahinter. Der Kerl will mich aus irgendeinem mir noch schleierhaften Grunde los sein. Wenn er allerdings wüßte, wen er so lange beherbergt hat — doch —“ unterbrach er sich, über sich selbst erschreckt — „er hat keine Ahnung, kann keine haben.“

„Was für eine Ahnung?“ fragte Carmen verständnislos.

„Ach, Himmel, Kind, — daß ich dein Vetter bin, natürlich, das meine ich doch. Aber, was sagst du nur zu diesem Trick?“

„Wie du mir erzähltest, hat Hartungen dir sogleich zu Anfang angedeutet, daß du das Zimmer nur provisorisch haben könntest, bis es von einem Kranken begehrt werde,“ war ihre Erwiderung.

„Den Teufel, ja, aber zahle ich ihm nicht das Doppelte? Was verliert er denn? Er muß doch wissen, wen er vor sich hat, und daß unsereins an Rücksichten gewöhnt ist.“

„Auf Stand und Namen nimmt er allerdings keine Rücksicht. Er gehört nicht zu denen, die den heiligen Beruf des Arztes zu einer Spekulation mißbrauchen.“

Er sah sie frappiert an.

„Du verteidigst ihn noch!“ rief er erregt.

„Ja,“ sagte sie ruhig, aber sie mußte ein innerliches Beben unterdrücken, „denn du bist in deiner ja begreiflichen Aufregung ungerecht.“

„Und ich soll es mir gefallen lassen, daß dieser Mensch mir den Stuhl einfach vor die Tür setzt?“ brauste er auf.

„Edgar — du darfst diese Angelegenheit doch nicht persönlich nehmen,“ versuchte sie ihn zu beschwichtigen.

„Nun gut — nehmen wir sie nicht persönlich,“ entschied er, wieder in ruhigerem Ton. „Es ist mir auch ganz gleich — so oder so. Ich hatte ohnehin die Absicht, dieser Tage ein Ende zu machen. Also, Carmen, ich verlasse noch heute das Sanatorium, aber ich bleibe in Lugano in einem Hotel, bis auch du von hier fortgehst.“

„Ich?“ fragte sie bestürzt. „Aber ich bin doch hier in Stellung und — kann — doch so bald nicht fort. Weshalb sollte ich auch?“

„Das fragst du noch? — Carmen, Carmen, ist dir selbst denn nicht der Gedanke gekommen, daß du hier nicht länger bleiben kannst? Denke an die gestrige Szene mit Hartungen. Willst du dir eine solche Behandlung noch länger bieten lassen?“ rief er mit einem leidenschaftlichen Aufblitzen seiner Augen. „Wie darf sich dieser Mann erlauben, in dieser herrischen Weise über dich verfügen und bestimmen zu wollen? Die künftige Herrin von Frankenstein hat es nicht nötig, sich einem fremden Menschen unterzuordnen.“

„Edgar!“

Carmen war leichenblaß vor Schreck geworden.

(Fortsetzung folgt.)

•Bunte Chronik•

Im Luftschiff die Alpenkette entlang

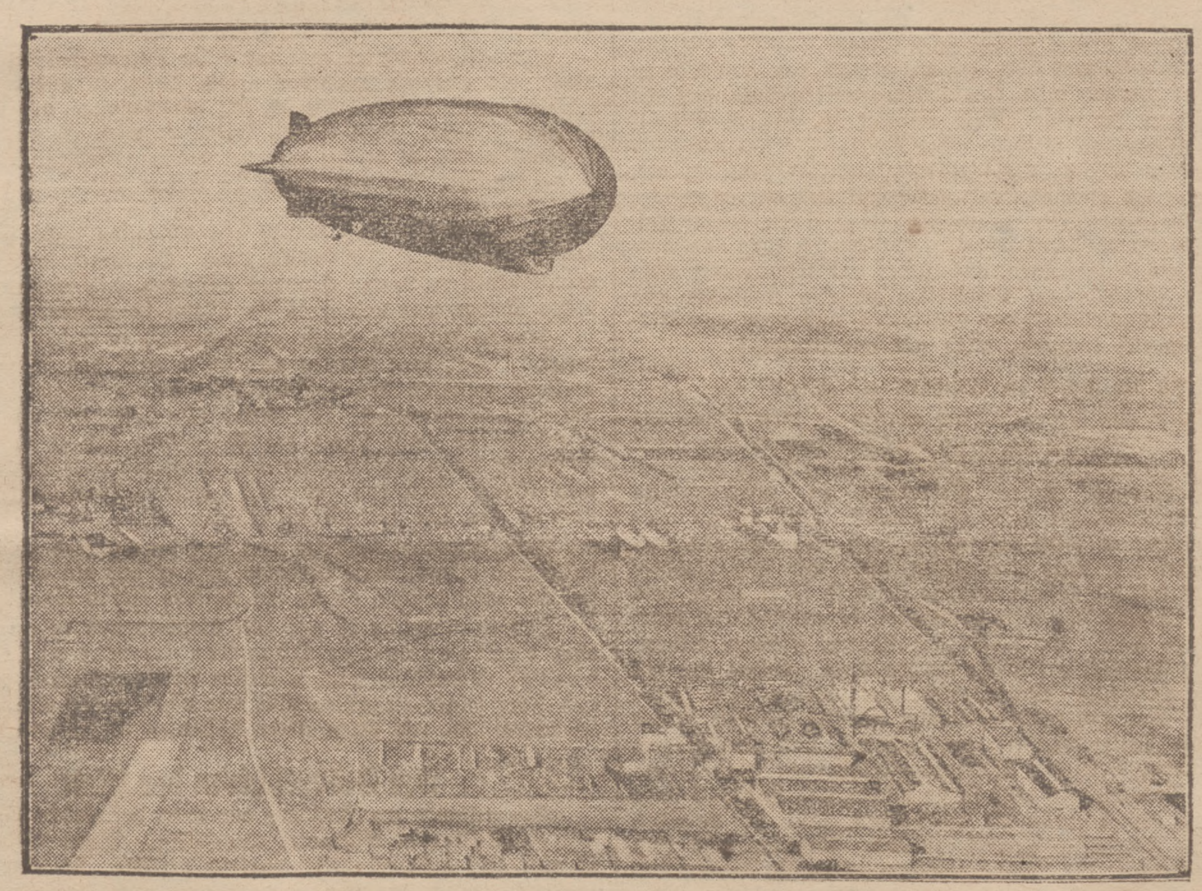
Von Reichstagspräsidenten Paul Löbe.

Auch wenn ich nicht an das Zeppelin-Zimmer des Reichstags gedacht hätte das an die Beteiligung der Volksvertretung bei der ersten Fahrt des Lenkballons vor einem Vierteljahrhundert im Gemälde erinnert hätte mich die gleichzeitige Einladung Dr. Eckeners und des Verkehrsimnisters verlockt, die Gallenkur in Mergentheim für einen Tag mit der Fahrt in die blauen Lüfte zu vertauschen. Und obwohl Dr. Eckener, als er mich im Morgengrauen abholte, gleich mitteilte, daß er bei den schlechten Wetternachrichten aus dem Westen und angesichts der schwierigen Landung in die enge Halle bei Dunkelheit nicht bis Wien fahren würde, war unsere Begeisterung nicht geringer, als um 6¾ Uhr, von einigen hundert Arbeitsfäusten gebändigt, der 235 Meter lange Segeltuchleib des Riesen ins Freie gezogen wurde, unter dessen Kopf die Gondel mit den Führerständen und den Passagierkabinen dicht eingebaut sind.

Tief unter uns die Bergwelt!

Während der Nacht noch hatte Mondschein auf der stillen Fläche des Bodensees sich widergespiegelt, aber in den Morgenstunden begann es sich rasch einzutrüben, und später hörten wir, daß es in Friedrichshafen ziemlich den ganzen Tag stark geregnet hatte. Zum Glück merkten wir im Luftschiff davon nichts. Als es sich rasch, aber für den Mitfahrer kaum bemerkbar, vom Boden auf einige hundert Meter Höhe erhob, grüßten uns die Schweizer Berge, bald blickten wir tief hinein bis zum Säntis und das herrliche Bild der im Neuschnee glänzenden Allgäuer Bergwelt, der Wetterstein, die Zugspitze, das Karwendelgebirge bis Mittenwald begleiteten uns unablässig, obwohl wir ziemlich Kurs nach Nordosten über Ravensburg, Memmingen, Landsberg am Lech auf München nahmen.

Langsam war die Erde unter uns tiefer und tiefer gesunken, die Bäume der Wälder verkleinerten sich zu Moosbüscheln, die Häuser nahmen die Formen des Spielzeuges aus Baukästen an, Landstraßen wie dünne weiße Bänder zogen sich durch das Grün der Wiesen, und Autos hüpften wie Insekten auf diesen Bändern hin, der Mensch sank zum kleinen Pünktchen zusammen, bei großen Höhen nur noch am weißen oder roten Kopftuch der Frauen erkenntlich. Der unbehinderte Blick vom ruhig und sicher dahinsteuernden Schiff ,in dem kein Luftzug spürbar ist, obwohl es mit 120 Kilometer Stundengeschwindigkeit dahinbraust, fällt von oben in die umbauten Höfe der Bauernwirtschaften, reizvoll ist das Bild der bunten, um das Dorfkirchlein geschmiegten, von einer Mauer eingefaßten Friedhöfe. Ab und zu nimmt die Landschaft städtischen Vorortcharakter an, Reihenhäuser tauchen auf, neue Siedlungen mit den hellroten Dächern, dann ragen Schornsteine wie Streichhölzchen nach oben, und bald merken wir, daß der Funke des Telephons unten noch schneller ist als unser Schiff; denn überall stehen die Mengen auf Plätzen und Straßen dicht geballt, wir senken uns tiefer, um besser gesehen zu werden.



Im Anfluge auf Berlin. Unter dem Luftkreuzer die Luftschiffhalle von Staaken.

Die Wirkung auf die Kreatur.

Anders wieder das Bild auf den Feldern und in kleinen Dörfern, wo die Leute offenbar überascht sind; hier stehen sie vor Staunen still, den Blick herauf zu uns gerichtet, meist bewegungslos, nur ab und zu schwingt eine begeisterte Landfrau oder Magd den Kartoffelsack, den sie gerade zur Hand hat. Aber auch das Bild ängstlich in die Häuser flüchtender Frauen kommt vereinzelt vor, die sich wohl in Sicherheit bringen wollen, falls das Ungetüm unversehens herunterstürzt. Oder holen sie nur die Kinder heraus, damit auch diese das Wunderwerk von Menschenhand erleben? Hoffen wir es.

Besonders interessant zu beobachten aber ist das Verhalten der Tiere, die unten offenbar viel lauter als wir das Getöse der fünffachen Motoren vernehmen. Hunde und Hausgeflügel reagieren am lebhaftesten, Haushunde und Wächterhunde bei Heren rasen wie tollgeworden im Kreise umher oder laufen endlose Strecken bis in die Wälder hinein, bellen offenbar wütend, was wir aber nicht hören, denn für uns sind sie nur schwarze Punkte. Tauben und Hühner schwärmen aus ihren Schlägen heraus und fahren in alle Windrichtungen auseinander, Gänseschwärme nehmen mit hastigem Flügelschlag Reißaus über die Felder, Wege, durch Flüsse, soweit wie unser Auge reicht; denn rasch fliegen wir über neue Strecken. Etwas gemessener benehmen sich zunächst die Rinderherden. Hat aber ein Tier es mit der Angst bekommen, dann steckt es die anderen an; alle Minute

sieht man über den Weidegebieten die ganze Herde über Stock und Stein springen. Wie Rudel von Hasen nehmen sich dann die Tiere, sonst so unbeholfen, aus, von denen wir meist nur die braunen Rücken erkennen, in noch größerer Höhe sind es nur noch Ratten. Ebenso verhalten sich die Rehe in der Waldlichtung. Stupid dagegen bleiben die Schafe, wenn es hoch kommt, rücken sie ganz nahe aneinander, lehnen Kopf an Kopf und harren in Geduld der Dinge, die da kommen sollen.

Berichterstatter, Zeichner und Photographen.

Inzwischen hat es sich die Mehrzahl der Fahrgäste im großen Aufenthaltsraum des Luftschiffes bequem gemacht, die Berichterstatter liegen über einem Tisch, auf dem Landkarten ausgebreitet sind, oder schreiben ungestört in den Einzelkabinen, die in der Nacht zu zweibettigen Schlafkabinen eingerichtet werden. Zeichner ziehen zum Führerstand, ja, bis an die Schwanzflossen, um dem Publikum das Gerüst des Walfisches von innen näher zu bringen. Filmphotographen halten mit Anstrengung ihre Apparate durchs offene Fenster, um die Gegend aufzunehmen, der Steward bringt Kaffee und belegte Brötchen für die, die zu spät aufgestanden sind, um unten noch das Frühstück zu nehmen. Der Funker teilt Radiotelegrammformulare aus, da der Wetterdienst für eine Weile erledigt ist, können Privattelegramme aufgegeben werden. Das Wort kostet bis zur nächsten Tarifreform 75 Pfg., Ansichtskarten vom Schiff werden verkauft, um über der nächsten Stadt gebündelt und mit einer langen Bandfahne abgeworfen zu werden. Die Sache klappt gut. Eine Nachricht, in München für eine Berliner Zeitung abgeworfen, ist so schnell aufgefangen, abgeliefert und telephoniert worden, daß der Absender am Nachmittag zwischen Kehlheim und Ingolstadt das Radiotelegramm von unten, und zwar aus Berlin über Norddeich empfing: alles gut angekommen!

Ist die Fahrt im Luftschiff gefährlich?

Was könnte uns hier gefährlich werden — diese Erwägung stellt man ja unwillkürlich an, wenn man das erstemal für lange Zeit sich dem ungewohnten Verkehrsmittel anvertraut: das Versagen eines Motores, dessen Bedienung in zweistündigem Turnus bei dreidreifacher Besetzung ablöst? Vier andere werden weiterlaufen; es wird auch gehen, und wenn sie alle versagen, brauchen wir nicht abzustürzen, denn wir sind „leichter als die Luft" mit all unserer Ladung, deshalb ist ja unser Leib so groß. Die Brandgefahr wird gemindert, ja ausgeschaltet durch unverbrennliche Gase. Es bleibt der Sturm, schwerer Sturm, der auch dem Seeschiff gefährlich werden kann. Gegen ihn hat das moderne Luftschiff eine Waffe: das Radio und seine Schnelligkeit. Das gut funktionierende, peinlich bediente Radio vermittelt die Wetterkenntnis von Schiffen und Landplätzen. Nahende Stürme, Gewitter, Witterungsänderungen werden vorangemeldet. Das Seeschiff muß in sie hinein, das Luftschiff kann ihnen dank seiner Schnelligkeit ausweichen, kann sie umgehen und weicht so seinem stärksten Feind aus. Und für eins muß noch gesorgt werden: für Landungsgelegenheiten, für Hallen und Masten. Für genügend Platz und eine große drehbare Halle auch in Friedrichshafen, dem vorläufig einzigen und doch so ungenügenden Landungsplatz für diesen Zeppelin in ganz Europa!

Am 10. Oktober wird der nun bald 60jährige Pionier mit seinem mühsam aufgebauten Werk, mit seiner tapferen Mannschaft über das Weltmeer ziehen. Schon fahren sie mit ihm, die Zeichner, die Photographen, die Berichterstatter, der Steward die ihn begleiten werden. Auch an Passagieren ist kein Mangel — bewundernd stehen wir vor der Rastlosigkeit des Menschengeistes, der sich ohne Zagen ans neue Werk macht, zehnmal zurückgeworfen, das elftemal wieder ansetzt bis er es endlich vollbringt. Unsere Wünsche begleiten die Kühnen! Wir wissen, daß sie für unsere Kinder ein Zeitalter der Technik heraufführen, von dem wir nun schwer zu träumen vermögen. Diese Gedanken bewegten mich, als wir, wieder zur Erde gestoßen, dem Kapitän die Hand zum Dank und Abschied drückten.

Aus Dreitausend auserwählt

Die Kanalbezwingerin Gleitze heiratet auf Distanz.

London. Miß Mercedes Gleitze, die schöne und kühne Bezwingerin des Aermelkanals und der Gibraltar-Enge, ein junges, reiches und vielumschwärmtes Mädchen, wird dieser Tage einen einfachen englischen Soldaten heiraten, den sie noch nie gesehen hat, dem aber schon ihr Herz gehört. Dieses Herz, dessen vorzügliche Qualitäten an den Leistungen der Miß Mercedes hervorragend beteiligt waren, hatte gleich nach ihrem Triumph einen Sturm von 3000 Männern zu bestehen, die sie alle plötzlich besitzen wollten. Doch die Schwimmerin warf die zärtlichen Briefe in einen Papierkorb, und in diesen Papierkorb warf sie auch den Brief, den der Gemeine William Farrance, vom Regiment Ost-Lancashire, ihr aus Karachi, Ostindien, geschrieben hatte. Doch etwas trieb sie, gerade diesen Brief wieder herauszufischen. Und jetzt schwimmt der Gemeine Farrance über den Ozean nach Blackpool, zu seiner Braut Mercedes.

Schwimmen ist zu viel gesagt. Von diesem modernen Hero und Leander-Paar, das ein Meer trennte, aber nicht trennen konnte, ist sie die Schwimmerin. Sie ist überhaupt die Aktive, denn wohl schrieb Soldat Will aus der Langeweile seiner indischen Garnison der reizenden Unbekannten aus der Bilderzeitung, wohl trug er ihr Hand und Herz an: die Wahl stand hier wirklich der Frau zu. Und sie wählte ihn aus 3000, wählte ihn, obwohl sie zunächst überhaupt nicht heiraten wollte, wählte ihn und hält an ihm fest. „Es ist ja sonderbar," räumte sie nun ein, „und einige werden es idiotisch finden. Ich aber weiß, daß ich nicht geirrt habe, und wenn er da sein wird, beginnt eine neue Aera in meinem Leben."

„Jawohl, er schrieb mir zuerst im Dezember 1926 aus Indien. Es war ein furchtbar netter Brief, so anders als die vielen tausend anderen, die ich, seit ich schwimme, von Männern bekommen habe. Zum Schluß fragte er mich, ob ich ihn nicht heiraten wolle, er möchte mir bei meiner Wohltätigkeitsaktion so gern helfen. Es war etwas an diesem Brief, das mir nicht aus dem Sinn gehen wollte. Es war ein so durch und durch aufrichtiger Brief. Ich konnte den Gedanken nicht loswerden, daß hier mein Schicksal lag. Er sprach so offen. Es machte einen so starken Eindruck auf mich, daß er nur ein einfacher Soldat war und nicht ein Mann in gehobener Stellung.

Manche schlaflose Nacht verbrachte ich in Gedanken an den Brief. Nach zwei Wochen war ich so weit, daß ich wußte: du verlierst vielleicht den besseren Teil deines Lebens, wenn du ihn nicht beantwortest. Ich schrieb also Will, daß ich mich mit ihm verloben wolle unter der Bedingung, daß er unsere Verlobung so lange geheim halte, bis er wieder nach England kommen könne, und daß er mir meine Wohltätigkeitsarbeit auch in der Ehe fortzusetzen gestatte.

Seine Antwort bestärkte mich noch im Glauben an ihn. Ich sollte noch einmal wohl bedenken, daß er nur ein armer Teufel sei, und mich prüfen, ob ich ihn wirklich lieben könne!

Und dann schickte er mir sein Lichtbild und es war: genau, aber haargenau der Typ, den ich mir vorgestellt hatte! Allmählich wurden unsere Briefe richtige Liebesbriefe, und jeder seiner Briefe enthüllt mir einen neuen Charakterzug: ich könnte ihn mir heute unter Männern herausholen."

Der Goldreichtum der Welt

Das gesamte zur Zeit auf der Erde befindliche Gold wird mit 40 Milliarden Goldmark eingeschätzt. Dieser Goldreichtum ist aber jetzt außerordentlich ungleich verteilt. In einer gewaltigen Menge ist das Gold von Europa nach Nordamerika eingeströmt, so daß heute die Vereinigten Staaten das goldreichste Land der Erde sind. In der ersten Hälfte des Jahres 1914 wurde der Goldbestand in den Vereinigten Staaten auf 7 bis 7.5 Milliarden Mark eingeschätzt, heute macht er 16, vielleicht 18 Milliarden Mark aus. Das Land mit dem nächstgrößten Goldreichtum liegt jetzt nicht mehr in Europa, sondern dies Land ist heute Britisch-Indien. Dort ist in den letzten Jahren eine außerordentlich starke Goldhamsterei betrieben worden. Der Goldschatz, der in Britisch-Indien aufgesammelt worden ist, macht einen Wert von 6 bis 7 Milliarden aus. An dritter Stelle steht Frankreich mit einem Goldbestand von etwa 4.5 Milliarden Goldmark. Der Goldschatz Großbritanniens wird auf 3.25 bis 3.5 Milliarden Mark geschätzt, wozu noch rund zwei Milliarden kommen, die in den britischen Dominien an Gold aufbewahrt werden. Einen ziemlich großen Goldschatz, ebenfalls gegen zwei Milliarden Mark, hat jetzt auch Spanien. Eine wesentliche Erhöhung seiner Goldbestände konnte auch Japan erreichen. Sehr stark verringert haben sich die Goldbestände in Deutschland, Italien, Belgien und Rußland. Aus Rußland sind namentlich nach der Revolution große Goldbestände abgeflossen, wogegen die Goldproduktion am Ural viel geringer geworden ist, als sie in der Vorkriegszeit war.

Verantwortlicher Schriftleiter: Karl Krämer, Lemberg. Verlag: „Dom" Verlags-Gesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11. Druck: „Vita", zakład drukarski, Spółka z ogr. odp., Katowice, ul. Kościuszki 29.